



FOTO COURTESY «REVUE NOIRE», PAF

TWINS SEVEN-SEVEN
The blessed hunter, 1988

Twins Seven-Seven

Im Gespräch mit Ines Anselmi

Sie sind unter anderem Maler, Musiker, Sänger und Tänzer. Was tun Sie am liebsten?

Twins Seven-Seven: Ich erinnere mich, dass ich schon sehr früh Stimmen hörte. Auch spielte ich mit allem, was mir in die Hände kam, etwa mit leeren Milchbüchsen. Ich machte damit Musik. In der Schule war ich immer der Band-leader. Die Musik, denke ich, ist mir angeboren. Bis zum heutigen Tag kann ich ohne Musik nicht leben, sie hält mich in Bewegung. Als ich Ulli Beier erstmals begegnete, war ich in der Gegend von Oshogbo schon als Tänzer bekannt. Ulli Beier sah mich tanzen und ermun-terte mich zuerst, in einer Theatertruppe mitzuwirken. Dann ver-anstalteten sie jenen Kunst-Workshop, wo ich zufällig einen ganz neuen Stil der Malerei entdeckte, den ich bis heute beibehalten habe. Bei der Malerei weiss ich, dass ich für andere male. Meine Bilder werden von Museen und Kunstsammlern gekauft, sie gehören nicht mir. Die Musik dagegen kann mir niemand wegneh-men. Selbst wenn sie meine Platten kaufen, der Gesang bleibt weiterhin in mir.

Haben Ihre Eltern

Sie zu einer künstlerischen Karriere ermuntert?

Nein! Mein Urgrossvater war König von Ibadan, in der Zeit, als die Engländer nach Nigeria kamen. Verstehen Sie, ich bin ein Prinz. Von einem solchen erwartet man nicht, dass er in den Strassen herumtanzt oder sonst etwas mit Musik zu tun hat. Im Gegenteil, er dürfte Kunst nicht einmal anrühren. Deshalb galt ich in der Familie meines Vaters als schwarzes Schaf. Aber meine Mutter ermunterte mich sehr. Sie stand immer

hinter mir und gab mir viel Kraft. Wahrsager hatten ihr prophezeit, wer ich im Leben einmal sein werde. Heute sind natürlich alle in der Familie sehr stolz auf mich.

Bleibt bei all Ihren Aktivitäten noch Zeit fürs Privatleben?

Ich denke, ich bin ein sehr guter Familienvater. Ich liebe Kinder, ich habe viele Kinder. In sexueller Hinsicht bin ich kein guter Mann, denn mein Sinn steht mir nicht die ganze Zeit nach Sex. Ich bin anders als viele europäische Künstler. Ich liebe Frauen und habe in meinem Leben viele Ehefrauen gehabt, aber meine Liebe zu Frauen hat mehr mit Kamerad-schaft zu tun. Ich brauche jemanden, der für mich kocht, der sich um meine Kinder kümmert, der meine Gäste betreut.

Wie viele Kinder haben Sie?

Ein Yoruba-Mann prahlt nicht mit seinen Kin-dern. Meine Eltern ver-loren viele Kinder. Ich bin ein erfolgreicher, gesegneter Vater. Aber es macht keinen Sinn zu sagen, ich habe zwanzig oder dreissig Kinder, denn wissen Sie, in unserer Tradition werden sie nicht gezählt.

Welche Beziehung haben Sie zur Yoruba-Religion? Welchen Einfluss hat die Yoruba-Tradition auf Ihre Kunst?

Das ist, als würde man mich fragen, ob ich esse und trinke. Ich ernähre mich von meinem tradi-tionellen Glauben. Ich stamme aus der Yoruba-Gesellschaft, und so lebe ich auch. Mein Yoruba-Hintergrund gehört zu mir, jeden Tag. Auch wenn ich auf der ganzen Welt ausstelle, ändert das nichts daran, dass ich an meine Tradition und meinen Hinter-ground glaube.



FOTO WERNER GADLIGER

War es schwierig für Sie, in den internationalen Kunstmarkt zu gelangen?

Nein, ich bin da einfach reinspaziert. Ich wusste nicht einmal, was ich tat. Ich arbeitete einfach, bis ich plötzlich merkte, dass einige Leute auf der ganzen Welt zur Kenntnis nahmen, was ich machte. Viele Leute kamen nach Oshogbo, um mich zu sehen. Manchmal sandten sie mir Fotos oder Artikel, die über mich in Zeitschriften und Büchern erschienen waren. Ich lachte nur, bis ich 1974 zu einer grossen Ausstellung am African American Institute in New York eingeladen wurde, sie hiess «African Art Today». Erst da wurde mir klar, dass ich anscheinend etwas Wichtiges mache. Ich entschloss mich, mein eigener Agent zu sein, meine Werke selbst zu verkaufen. So ist das bis heute. Auf diese Weise weiss ich, wer meine Kunst sammelt, welche Leute etwas von mir kaufen, weil sie mich oder meine Kunst mögen oder nur, weil sie Geschäfte damit machen wollen.

Sind Sie als Künstler in Nigeria Restriktionen unterworfen? Oder ist es für

einen Maler einfacher, dort zu leben, als zum Beispiel für einen Schriftsteller wie Soyinka?

Was Soyinka tut, ist gut, weil Soyinka ein tiefes Bewusstsein hat für Demokratie. Es braucht jemanden wie ihn, der den Regierenden sagt: Nein, Sie haben Unrecht, das zu tun. In jeder Apfelforte kann es einen Apfel geben, der nicht leicht zu schlucken ist. Nicht jedermann von uns weiss einen küh-len Kopf zu bewahren. Schon vor meiner Zeit war Soyinka ein anerkannter Schriftsteller, der eine schlechte Regierung sehr kritisierte. Ich selber habe nie ernste Probleme mit der Regierung gehabt, etwa dass man mir das Reisen verboten hätte. Nein, das tun sie mir nicht an. Vielleicht weil sie mich für unge-fährlich halten. Obwohl die Schnecke manchmal gefährlicher sein kann als die Schlange. Doch das verstehen sie nicht! (Er lacht.)

Könnte mit der zeitgenössischen Kunst in Afrika dasselbe passieren wie mit der traditionellen Kunst: Wird man sie aufkaufen und abtransportieren, so dass bald nichts mehr davon in Afrika selbst zu sehen ist?

Das Problem ist, dass Künstler in Afrika von ihren eigenen Regierun-gen nicht gefördert werden. Die Regierun-gen sollten beginnen, einheimische Künstler zu unterstützen – in dem Sinne, dass sie ihre Werke kaufen und sie für das Land erhalten. Stellen Sie sich vor, ein Künstler, der in Afrika kein Auskommen findet, wandert aus und lässt sich in Deutschland nieder, wie beispielsweise El Loko. Die Werke, die er produziert und verkauft, bleiben in Deutschland, obwohl El Loko bekanntlich aus Togo stammt. Meine Werke sind fast über die ganze Welt verstreut, in Museen, Sammlungen und bei Privatpersonen. Einige sind unverkäuflich, die behalte ich bei mir zu Hause. Aber wer weiss, ob meine Kinder sie nicht eines Tages verkaufen, wenn ich zu alt bin, um mich zu erinnern, wo ich sie aufbewahrt habe? Wenn die Regierungen nur nicht so eifrig damit beschäftigt wären, Waffen zu kaufen, um sich gegenseitig umzubringen. Wenn sie nur etwas mehr nachdenken würden, wie sie das Wissen ihres Volkes er-

halten könnten. Doch wenn die Regierungen die Kunst nicht fördern, könnten das ja auch ein paar reiche Landsleute tun. In jedem Land gibt es einige sehr, sehr reiche Leute. Wieso geben sie nicht einen kleinen Teil ihres Vermögens für die Kunst aus – etwa indem sie ein Gebäude errichten, um die von den Künstlern ihres Landes gesammelten Werke zum Wohl der Menschheit aufzubewahren? Aber wie viele Leute tun so etwas? Jedermann in Afrika möchte einen neuen Mercedes oder BMW kaufen, niemand denkt an die Kunst. Es sieht heute ganz so aus, als ginge die Kunst vergessen. Aber das darf nicht sein, denn ohne das Schöpferische kann es keine Zukunft geben. ■